

Mademoiselle Julie hängt den Himmel voller Geigen

Paris

Es war einmal eine junge Frau, die meisten nannten sie Mademoiselle Julie, und sie sehnte sich nach der großen Liebe. Das ist natürlich nichts Ungewöhnliches. In Paris, wo sie lebte, träumt bekanntlich die ganze Stadt davon, sofern ihre Bewohner nicht durch die anstrengende Arbeit und die langen Fahrten in den Vorortzügen so erschöpft sind, dass sie zu Hause todmüde ins Bett fallen. Mademoiselle Julie allerdings hatte die seltene Gabe, ihren Alltag wie ein Kunstwerk zu gestalten. Wo immer sie sich aufhielt, begegneten ihr Geschichten. Stand sie etwa in der Bäckerei Manon wie üblich in einer langen Schlange, um ein Baguette zu kaufen, suchte sie sich einen der Wartenden aus, musterte ihn diskret – manchmal auch weniger diskret – und überlegte, ob der Betreffende zu ihr passen könnte. Vor allem interessierte sie sich für Männer Mitte dreißig, die nicht mehr ganz so grün hinter den Ohren waren. Wie der hier, direkt vor ihr. Sanft stieß sie mit der Spitze ihres Schuhs gegen seine Wade und entschuldigte sich sogleich mit einem gehauchten »Oh, pardon«, das sich leicht wie eine Feder auf die Wange des Angesprochenen legte. Einer ihrer Tricks, der stets seine Wirkung zeigte. Im vorigen Sommer war sie damit dem gutaussehenden Fahrer eines weißen Porsche Cabriolet nähergekommen, während der Ferien, in Biarritz, ebenfalls in einer Bäckerei. Zu ihrem großen Leidwesen musste sie jedoch erkennen, dass er, Mann von Welt, der gleichgeschlechtlichen Liebe zugetan war.

»No problem.« Aha, ein Amerikaner, dem Akzent nach zu urteilen. Amerikaner waren nicht unbedingt ihr Fall. Häufig hatten sie einen grauenvollen Geschmack, was ihre Kleidung betraf. Von ihren Essgewohnheiten ganz zu schweigen. Dieser hier, sie taufte ihn John, John aus?, sagen wir San Francisco, John also trug eine kurze Hose und

ein kariertes Holzfällerhemd. Eigentlich indiskutabel, doch war sein Gesicht offen und freundlich. Bestimmt hatte er eine Freundin. Die meisten interessanten oder liebenswerten Männer hatten eine Frau an ihrer Seite. Dabei trafen sich nicht immer Topf und Deckel, aber von einem bestimmten Alter an machte man eben Kompromisse. Allein den Gedanken fand Mademoiselle Julie schrecklich. Noch hatte sie dieses Alter nicht erreicht, gerade erst war sie achtundzwanzig geworden. Hoch und heilig hatte sie sich geschworen, frühestens mit dreißig zu kapitulieren und im schlimmsten Fall auch einen Bankangestellten oder Manager zu heiraten. Immerhin waren sie meistens nicht da und brachten viel Geld nach Hause. Und eine Scheidung war, das wusste sie aus dem berufenen Mund einer Freundin, wie ein warmer Regen.

Eine Frau näherte sich von hinten, legte ihre Hand auf Johns Schulter und erzählte ihm etwas, das Mademoiselle Julie nicht verstand. Diese Frau passte nicht zu John. Mademoiselle Julie hatte ein feines Gespür für Menschen, mit Ausnahme der Männer, in die sie sich verliebte. Für diese Frau war John ein Wirtstier. Sie labte sich an seiner zugewandten, herzlichen Art. Gerade hatte John ihre Augenbrauen geküsst, zwei schwarze Raupen auf schneeweißer Haut. Doch eines nicht mehr fernen Tages wird sie ihn verlassen, malte sich Mademoiselle Julie aus und drehte sogleich den dazugehörigen Film in Breitwandformat. Da kommt er auch schon, der Fremde mit dem flackernden Blick und dem Goldkettchen, wahrscheinlich ein Bankräuber auf der Flucht. Hält mit seinem Geländewagen vor dem Blockhaus der beiden und erkundigt sich nach dem kürzesten Weg Richtung Mexiko. Bereitwillig erteilt ihm Johns Frau jede Auskunft, zeigt ihm das Grundstück, auch den Schuppen hinter dem Haus, wo sie es das erste Mal miteinander treiben. Spontan beschließt sie, alles stehen und liegen zu lassen und dem Fremden zu folgen. Obwohl John ein prima Kerl ist, der jeden Wasserrohrbruch in fünf Minuten repariert, gerne kocht und sogar die Windeln der Kleinen wechselt. Doch leider ist er ein schrecklicher Langweiler. Sie geht, ohne Blick zurück, und John wird baden in einem See aus Tränen.

»*Two Croissants with chocolate, please*«, sagte Johns Freundin, aber die Verkäuferin gab ihr zwei Baguettes. »*No, Croissants with chocolate, please*«, wiederholte die Amerikanerin, doch wieder verstand die Verkäuferin sie nicht. Mit rotem Kopf zeigte Johns Freundin auf die Croissants, die sie haben wollte. Doch die Verkäuferin hatte keine Lust, sich mit Touristen abzugeben, und wandte sich Mademoiselle Julie zu. Gerade erhob John seine Stimme, um sich zu beschweren, da bestellte sie zwei Croissants mit Schokolade und schenkte sie ihm. Sie fand, das sei sie ihm schuldig. Bei all dem Leid, das ihn erwartete. John bedankte sich etwas verwirrt, während seine Freundin die beiden Baguettes demonstrativ liegen ließ und Mademoiselle Julie einen Blick zuwarf, der im Wilden Westen auf eine Schießerei hinausgelaufen wäre.

Die Straße im Marais, in der Mademoiselle Julie arbeitete, war eine ganz besondere Straße, sogar für Pariser Verhältnisse. Es gab dort allein fünf Papeterien, ganz zu schweigen von den Boutiquen, den Buchläden, den kleinen, exklusiven Einrichtungshäusern, einem Restaurant im Jugendstil, einem Geigenbauer und dem Kloster Notre Dame, in dem Franziskanerinnen die Nähe Gottes suchten, Devotionalien vertrieben und soziale Dienste anboten. Die Papeterie von Monsieur Guide war die schönste und am besten sortierte, aber leider interessierte es ihn überhaupt nicht, neue Kunden zu gewinnen. Er war ein mürrischer und wortkarger Mensch, der seine Ruhe haben wollte: »Was soll ich mich mit ungehobelten, unkultivierten Leuten abgeben, die einen Füllfederhalter nur noch vom Hörensagen kennen und Aquarellpapier für bedrucktes Toilettenpapier halten?« Die meiste Zeit verbrachte er damit, Einladungen in geschwungener Schönschrift anzufertigen, vorzugsweise mit schwarzer Tinte auf weißem Büttenpapier. Monsieur Guide, der vorwiegend dunkle Hemden mit Ärmelschonern trug, war ein wahrer Meister in der Kunst der Kalligraphie, aus ganz Frankreich erhielt er Aufträge vornehmlich für Hochzeiten. Von frühmorgens bis spätabends saß er in seinem Geschäft und schrieb, und Mademoiselle Julie hatte den

Verdacht, dass er häufig gar nicht mehr nach Hause ging und an seinem Schreibtisch schlief, den Kopf auf die Platte gelegt.

Eigentlich hatte Monsieur Guide Mademoiselle Julie nicht eingestellt, sondern adoptiert, seit sie eines Tages sein Geschäft betreten und nach einer Tinte verlangt hatte, die den Leser eines Briefes augenblicklich dazu bewege, sich in die Schreiberin zu verlieben. »Ja!«, hatte der ansonsten so lebensfeindliche Monsieur Guide ausgerufen, »wenn es diese Tinte gäbe, würde ich sie trinken!«

Daraufhin waren sie ins Gespräch gekommen, und er fragte Mademoiselle Julie, ob sie nicht bei ihm arbeiten wolle. Da sie gerade keine Arbeit hatte und auch sonst keine Ziele verfolgte, die gemeinhin als erstrebenswert galten (zum Beispiel Karriere machen und viel Geld verdienen, das anschließend Banken und Steuerberater ernährte), willigte sie ein. Und kümmerte sich von nun an um all die Dinge, die Monsieur Guide bislang vernachlässigt hatte. Die Buchhaltung, die Steuern, die Einkäufe. Dabei erfuhr sie, warum er so unglücklich war. Vor nunmehr einundzwanzig Jahren war seine geliebte Mutter gestorben, an Krebs. Vor vierzehn Jahren war sein Vater gestorben, eher gefürchtet als geliebt, auch er an Krebs. Vor sieben Jahren hatte ihn seine Frau verlassen. Und sein zweiundvierzigjähriger Sohn lebte seit langem in einer Heilanstalt in den Vogesen. Das war sehr viel Unglück auf einmal, und Mademoiselle Julie bemühte sich, ihm eine Freude zu sein. Gelegentlich backte sie einen Kuchen für ihn, den er schmatzend verschlang, um schließlich, kaum hörbar, ein sanftes »Danke, meine liebe Julie« zu hauchen.

»Hast du schon gehört? Maître Vuillaume hat einen neuen Lehrling eingestellt«, sagte Monsieur Guide, kaum hatte sie das Geschäft betreten.

»Ach, wirklich?« Sogleich spähte Mademoiselle Julie hinüber auf die andere Straßenseite, zu dem Schaufenster des Geigenbauers Louis Vuillaume, der aus einer der ältesten Geigenbauer-Dynastien Frankreichs stammte und seine in monatelanger Arbeit angefertigten Violinen und Bratschen, Cellos und Kontrabasse in alle Welt verkaufte – zu Preisen meist im fünfstelligen Bereich. Doch sie konnte

niemanden sehen, und außerdem waren Auszubildende in der Regel junge Männer um die zwanzig. Nicht mehr als Kaulquappen. Sie aber suchte einen Frosch, der darauf wartete, sich in einen Prinzen zu verwandeln.

Jeden Morgen machte Mademoiselle Julie als Erstes ein Frühstück, damit Monsieur Guide nicht vor Erschöpfung vom Stuhl fiel. Sie reichte ihm Baguette mit Butter und Marmelade, dazu einen Milchkaffee, viel mehr pflegte er im Laufe seines Arbeitstages nicht zu essen. Erst am Abend traf er sich gelegentlich mit seinem längst pensionierten Schwager, und sie nahmen einen Salat oder eine andere Kleinigkeit zu sich, in einem versteckt liegenden Bistro. Immerhin hatte sie ihn überredet, mit seinem Schreibtisch in den hinteren Teil des Geschäfts umzuziehen. Das erlaubte ihr, den Eingangsbereich heller und freundlicher zu gestalten. Denn oft genug hatte sie erlebt, dass Kunden schon auf der Türschwelle kehrtmachten, nachdem ihnen der grauhaarige Griesgram wenig schmeichelhafte Blicke zugeworfen hatte.

Auf dem Weg zur Post, den sie zweimal täglich zurücklegte, morgens und abends, um Monsieur Guides kalligraphische Meisterwerke zu versenden, warf sie einen Blick in das Geigenbauergeschäft von Mahre Vuillaume, doch sie sah keine Menschenseele. Sie zuckte mit den Schultern und legte das Projekt »neuer Lehrling bei Orpheus« – so hieß das Geschäft – innerlich zu den Akten. Schade, dachte sie und wandte sich wieder ihren täglichen Arbeiten zu. Doch keine Stunde später betrat ein junger Mann die Papeterie, schüchtern, verlegen, leicht errötend.

»Guten Tag«, sagte er. »Entschuldigen Sie bitte, aber mein Chef sagt, Sie hätten die schönsten Briefbögen.«

Mademoiselle Julie spürte den misstrauischen Blick von Monsieur Guide im Rücken und hoffte, er würde einfach weiterarbeiten.

»Ich komme von drüben, von Orpheus. Ich habe dort eine Lehre angefangen, wissen Sie.«

Er war schlank, hatte zarte Künstlerhände und meeresblaue Augen. Fast konnte man seine Körperhaltung für ungelenkt halten, aber

Mademoiselle Julie glaubte, dass er diesen Eindruck absichtlich erweckte. Vielleicht, um nicht den Neid all derer zu erregen, die ihn im Stillen bewunderten wegen seiner makellosen Figur. Seine Haare waren blond, aber nicht strohblond, eher wachsblond, von der Sonne gebleicht, durchsetzt mit dunklen Strähnen. So stand er vor Mademoiselle Julie, die sich augenblicklich in ihn verliebte. Das geschah ihr öfter, und natürlich wusste sie, dass sie sich besser nicht von ihrem ersten Eindruck täuschen lassen sollte. Außerdem kannte sie ihn ja gar nicht, weder ihn noch die Abgründe seiner Seele. Eines immerhin war gewiss: Er musste etwa in ihrem Alter sein, Ende zwanzig. Eine Kaulquappe war er also nicht.

»Habe ich etwas Falsches gesagt ?«, fragte er verwirrt, nachdem ihn Mademoiselle Julie offenbar ungebührlich lange angestarrt hatte.

»Nein. Nein, natürlich nicht, entschuldigen Sie bitte, ich war gerade ... mit meinen Gedanken woanders.«

»Das kenne ich. Das geht mir auch so, manchmal tagelang. Ich heiße übrigens Antoine. Und wie heißen Sie?«

»Sie heißt Julie«, meldete sich Monsieur Guide unwirsch zu Wort. »Wollen Sie jetzt was kaufen oder Ihre Lebensgeschichte erzählen?«

Mademoiselle Julie hätte ihn am liebsten auf den Mond geschossen und versuchte, sich mit einem freundlichen Lächeln bei Antoine zu entschuldigen. Er war auf eine so liebenswerte Weise hilflos, dass sie kurz davor stand, ihn zu umarmen. Sie zeigte ihm Briefbögen in verschiedenen Farben und Ausführungen, für welchen Anlass er sie denn benötige?

»Na ja, also, da gibt es diese Frau, und ich dachte, ich schreibe ihr mal einen Brief. Einen, an den sie sich erinnert.«

Mademoiselle Julie nickte. Da er wohl kaum vorhatte, ihr zu schreiben, war also Gefahr im Verzug. Sie spürte, wie ihre Stimmung kippte und die Euphorie verflog. Das kannte sie nur zu gut, dieses Wechselbad der Gefühle. Erst hing der Himmel voller Geigen, dann regnete es in Strömen. Wie unklug es doch war, einem fremden Menschen mit einem solchen Übermaß an Hoffnung zu begegnen! Aber aus unerfindlichen Gründen reagierte sie stets auf dieselbe

Weise, getrieben von der Sehnsucht »nach spirituellem Einklang mit dem anderen«, wie ihre Schwester sagen würde. Der andere, das war der richtige Mann. Für sie jedenfalls. Für ihre Schwester, die diese Sehnsucht ebenfalls teilte, war es kein Geringerer als Gott.

Antoine kaufte zwei hellblaue Briefbögen aus Büttenpapier und die dazugehörigen Briefumschläge. Er bedankte sich für die freundliche Bedienung, wobei er einen irritierten Blick in Richtung Monsieur Guide warf, und versprach wiederzukommen.

»Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen, Mademoiselle Julie. Also, wenn Sie mal eine Geige brauchen sollten – ich bin jederzeit für Sie da.« Mit diesen charmanten Worten, begleitet von einem Lächeln, das erneut ein Feuer in ihr entfachte, verabschiedete sich Antoine.

»Schwätzer«, kommentierte Monsieur Guide brummend.

Mademoiselle Julie konnte die Mittagspause kaum erwarten. Sie eilte hinüber in das Kloster, das sich wie das Orpheus auf der anderen Straßenseite befand, nur ein Stück weiter rechts. Zu ihrer großen Freude hatte die Äbtissin keine Einwände, wenn sie gelegentlich mit den Nonnen zu Mittag aß. Sie mochte die Atmosphäre in dem schlichten Refektorium, einem schmalen, schlauchähnlichen Raum mit einem gut zehn Meter langen Tisch aus Eichenholz, an dem die Mahlzeiten eingenommen wurden. War die Äbtissin anwesend, sprachen die Nonnen nicht viel, es sei denn über theologische Fragen. Das Geheimnis des Turiner Grabtuches zum Beispiel, eines der Lieblingsthemen ihrer Schwester. Früher hieß sie Hortense, aber seit sie vor fünf Jahren ihr Ordensgelübde abgelegt hatte, nannte sie sich Clothilde. Manchmal, vor allem, wenn Mademoiselle Julie aufgeregt war, rutschte ihr noch immer ein »Hortense« heraus, was im Kloster allgemein auf Missfallen stieß und auch ihre Schwester durchaus verärgern konnte.

Die Nonnen hatten bereits Platz genommen, als Mademoiselle Julie den Raum betrat. Sie grüßte, setzte sich neben ihre Schwester und sagte: »Hortense, ich glaube, mich hat es erwischt.«

Für einen kurzen Augenblick verstummten die Gespräche – die Äbtissin war nicht da. Ihre Schwester sah sie mit einem milden, nachsichtigen Blick an.

»Du willst sagen, du hast dich wieder mal verliebt?«

Erneutes Schweigen, und die Blicke der Nonnen richteten sich auf Mademoiselle Julie.

»Bis über beide Ohren.«

»Darauf müssen wir anstoßen!«, rief eine Nonne und holte Rotwein aus der Küche nebenan. Die Nonnen mochten mit Jesus verheiratet sein, doch Neuigkeiten aus der irdischen Welt, vor allem in Liebesdingen, stießen auf das allergrößte Interesse. Diese Erfahrung hatte Mademoiselle Julie schon öfter gemacht. Fast hatte sie den Eindruck, die Ehe mit dem Gekreuzigten ließe an Sinnlichkeit und lebendigen Gesprächen zu wünschen übrig.

Natürlich kannten alle Nonnen das Orpheus, und einige meinten sogar, Antoine dort schon gesehen zu haben. Mademoiselle Julie fühlte sich relativ unbefangen in dieser Runde, weil es in dem Kloster ein ungeschriebenes Gesetz gab, seit Hunderten von Jahren. Nichts von dem, was innerhalb der altherwürdigen Mauern besprochen wurde, durfte nach draußen gelangen, sofern nicht die Äbtissin ihren Segen erteilte.

»O, la, la!«, entfuhr es gleich mehreren Nonnen, als Mademoiselle Julie die Ebenmäßigkeit von Antoines Körper beschrieb, nicht zuletzt Anmut und Liebreiz seiner Ausstrahlung. Auch das schätzte sie sehr an dem Kloster: Hier wurden noch Wörter verwendet, die anderswo als hoffnungslos veraltet galten. Für eine Romantikerin wie sie aber waren solche Begriffe reiner Nektar.

»Tja«, schloss sie, »und was soll ich jetzt machen? So wie es aussieht, hat er eine Freundin.«

»Da sei mal nicht so pessimistisch«, erwiderte Mademoiselle Julies Schwester. »Vielleicht schreibt er ihr ja einen Abschiedsbrief.«

»Jedenfalls«, ergänzte die Nonne zur Rechten von Clothilde, »darfst du nichts dem Zufall überlassen. Du musst die Initiative ergreifen. Ihm signalisieren, dass du dich für ihn interessierst.«

Mademoiselle Julie seufzte. Sie sah den Lauf der Dinge förmlich vor sich. Ihre Versuche, sich Antoine anzunähern. Die Ernüchterung. Den leisen Abschied. Die zu Grabe getragene Illusion. Mittlerweile ein regelrechtes Massengrab, was ihre Männerphantasien betraf. Doch wer so dachte, konnte nur scheitern.

Irgendwann begannen die Nonnen zu kichern. Es gab keinen Grund, einfach so. Auch Nonnen konnten ziemlich albern sein, wusste Mademoiselle Julie. Sogar ihre meist ernste Schwester fing an zu lachen. Am Ende schlugen einige Nonnen voller Übermut mit der Faust auf den Tisch. Wie gut, dass ihr gemeinsamer Gatte das alles nicht mitbekam. Möglicherweise wäre er – pikiert? Verwandelte den Wein wieder in Wasser? Jedenfalls sagte Clothilde, aus vollem Halse lachend: »Am besten packst du den Stier bei den Hörnern.«

»Bei den Hörnern!«, brüllten die Nonnen. »Sie hat Hörner gesagt! Aber ob sie auch die Hörner meint?«

Mademoiselle Julie sah, wie ihre Schwester im Gesicht rot anlief. Verlegen griff sie nach dem Baguette vor sich auf dem Tisch, legte es jedoch sofort wieder hin, weil die außer Rand und Band geratenen Ordensschwestern selbst das gleich ganz anders deuteten.

»War wieder mal nett bei euch«, sagte Mademoiselle Julie und umarmte ihre Schwester.

Und sie packte den Stier bei den Hörnern. Klopfenden Herzens ging sie gleich nach der Arbeit hinüber ins Orpheus, entschlossen, die Sache hinter sich zu bringen. Für den Fall, dass sich Antoine als Irrtum erweisen sollte. Sie nahm sich vor, den Höhenflug ihrer Gefühle zu mäßigen und sich künftig nicht mehr so häufig zu verlieben. Sie selbst betrachtete dieses merkwürdige Hin und Her aus Erwartung und Enttäuschung mit großem Unbehagen. Manchmal kam sie sich vor wie ein Hund, der alles beschnupperte, was ihm entgegenkam. Nur ging es ihr nicht um Sex – nicht in erster Linie –, sondern um die Erfüllung einer tiefen Sehnsucht, die sie nicht zu deuten verstand. Irgendwo da draußen, so hoffte sie, musste es doch eine verwandte Seele geben. Einen Mann, der zu ihr fand.

»Mademoiselle Julie! Was für eine Überraschung! Ich habe Sie lange nicht gesehen. Wie halten Sie es nur aus mit dem alten Miesepeter?« Maître Vuillaume war ein Methusalem wie Monsieur Guide, doch damit endeten ihre Gemeinsamkeiten auch schon. In der Regel gingen sich beide aus dem Weg. Für Mademoiselle Julie vollkommen unverständlich, denn sie kannten sich ein halbes Jahrhundert. Angeblich hatte Monsieur Guide einst der Frau von Maître Vuillaume nachgestellt. So wussten sie im Refektorium zu berichten, und die Nonnen waren gut informiert, was das Sündenregister der Nachbarschaft betraf.

»Ich bleibe einfach ich selbst«, erwiderte Mademoiselle Julie fröhlich.

»Ja, das müssen Sie auch. Alles andere wäre Sünde. Wissen Sie, ein Instrument zu bauen ist jedes Mal eine Art Geburt. Man schenkt neues Leben, so kommt es mir vor. Und dieses Leben ist für mich gleichbedeutend mit Klang und Melodie. Das Leben ist die Suche nach dem perfekten Ton, glauben Sie mir. Eine Stradivari, gespielt von einem Meister, erinnert mich an den ersten Satz der Bibel: >Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.< Warum? Weil alles bedeutungslos wird, wenn die Macht Gottes ein neues Universum erschafft. Ich wünschte, die Menschheit wäre Musik, begleitet von einem göttlichen Orchester. Deshalb baue ich Geigen, meine liebe Julie. Um mir meinen Traum zu erhalten. Ich denke, darin sind wir uns sehr ähnlich. Sie sind keine Frau, die ihre Träume an die Wirklichkeit verkauft. Bleiben Sie stark, Mademoiselle. Auch wenn es Ihnen manchmal das Herz zerreißt.« Er hielt kurz inne und warf einen verschwörerischen Blick in Richtung Straße. »Oder wollen Sie enden wie der arme Teufel, für den Sie arbeiten?«

Manchmal geschahen sehr viele Dinge auf einmal, fand Mademoiselle Julie. Ganze Wochen und sogar Monate konnten zäh und trübe dahingehen wie ein dunkler, übellauniger Fluss. Dann aber gab es urplötzlich eine Stromschnelle, und schon war man im tiefsten Wildwasser. Selbst wenn sich Antoine als große Enttäuschung erweisen sollte – diese zauberhaften Worte von

Maitre Vuillaume hatten sie getroffen wie Pfeile und würden lange nachwirken. Aber noch etwas fand sie verwunderlich. Den König der Geigenbauer, eben noch offenherzig und charmant, schien ein unsichtbarer Peitschenhieb getroffen zu haben. Ohne Übergang schloss er innerlich eine Pforte und begab sich tief hinab in seine eigene Welt, wandte sich wieder dem Zargenkranz eines neuen Korpus zu, hobelte und leimte, wurde eins mit der entstehenden Violine, zu der er redete wie zu einem kleinen Kind. Würde in diesem Augenblick draußen eine Bombe explodieren, wäre der Maitre der Letzte, der es bemerkte.

Leise schlich sich Antoine an ihm vorbei, seine Jacke über den Arm gelegt. Er grüßte Mademoiselle Julie mit gedämpfter Stimme und führte sie hinaus.

»Ich kenne das schon«, sagte er, die Tür des kleinen Geschäftes schließend, das Werkstatt und Laden in einem war. Die Auslage im Fenster, vorwiegend Geigen in verschiedenen Größen und Ausführungen, garniert mit zwei Notenständern, darauf die Partitur eines Violinkonzerts von Johannes Brahms, hätte dem neunzehnten Jahrhundert entliehen sein können. »Wenn es eigentlich Zeit wird zu gehen, fängt Maitre Vuillaume erst richtig an«, sagte Antoine. »Er arbeitet fast die ganze Nacht.«

»Monsieur Guide auch«, ergänzte Mademoiselle Julie. Eine Weile standen sie auf der Straße, vor der Tür, und sie spürte, dass er genauso verlegen war wie sie.

»Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, den Brief zu schreiben«, sagte Antoine. »Aber das macht doch nichts«, erwiderte Mademoiselle Julie.

Antoine zögerte. »Wenn Sie mögen ... «

»Ja?«

»Also, wir könnten zusammen was essen gehen.« Es gefiel Mademoiselle Julie, dass er unbeabsichtigt laut seufzte. Schüchterne Männer fand sie anziehender als Draufgänger. Zumeist zeigten sie eine größere Sensibilität und wollten nicht gleich ins Bett. Er schlug vor, dass sie ins Restaurant »Le Double Fond« gingen, an der Place

du Marche Sainte Catherine. Da sei er öfter, weil dort alles möglich war. Und er hatte nicht übertrieben, denn die Kellner waren gleichzeitig Zauberünstler. Kaum hatten sie das Glas hingestellt, da war es auch schon wieder weg.

Mademoiselle Julie staunte nicht schlecht, als sie es in ihrer Handtasche wiederfand.

»Am liebsten«, sagte Antoine, »würde ich in die Hände klatschen, und ich wäre ein anderer Mensch.«

Mademoiselle Julie hob leicht ihre Augenbrauen. Was hatte das zu bedeuten?

»Mich stört zum Beispiel, dass ich blond bin. Das passt nicht zu mir. Ich wäre lieber dunkelhaarig und hätte braune Augen, so wie Sie. Ich finde, ich sehe zu nordisch aus. Zu deutsch.«

»Solange Sie kein Nazi sind ... «

Antoine lachte. »Nein, natürlich nicht.«

Sie glaubte nicht, dass ihn sein Aussehen störte. Es war wohl eher ein Testballon, überlegte sie. Frauen machten sich Gedanken über ihre Figur, ihre Haare, ihre Kleidung, von Männern hatte sie das noch nie gehört. Jetzt schwieg er und hielt sich an seinem Glas Bordeaux fest. Obwohl er eine Zeitlang nicht redete, fühlte sie sich nicht unwohl dabei. Wenn man es ertrug, in Gegenwart eines fremden Menschen zu schweigen, war das ein gutes Zeichen.

»Eigentlich merkwürdig, wir kennen uns gar nicht«, sagte er. »Und jetzt sitzen wir hier. Stört es Sie, wenn ich Ihnen von mir erzähle? Wir sind uns zufällig begegnet, wir schulden uns nichts, und wenn ich Sie langweile, können Sie jederzeit gehen.«

Mit diesen Worten, mein guter Antoine, verführst du keine Frau, dachte Mademoiselle Julie und sagte: »Ich höre gerne zu.«

Es war, als würde ein Damm brechen. Antoine erzählte die folgende Geschichte, die Mademoiselle Julie später, vor dem Schlafengehen, in Starbesetzung verfilmte. Gerard Depardieu in der Rolle Antoinettes, Alain Delon als zwielichtiger Jean-Pierre, Isabelle Adjani die Femme fatale. Alle drei deutlich jünger, in ihren Zwanzigern, natürlich.

Antoine, aufgewachsen am Montmartre. Sein Vater, ein Schauspieler, schlägt sich mit kleinen Rollen durchs Leben und leidet darunter, dass ihm nie der Durchbruch gelungen ist. Mit sechzig zieht er sich aus dem Berufsleben zurück und verbringt nunmehr die meiste Zeit damit, in seiner kleinen Wohnung vor dem Fernseher zu sitzen und eine Zigarette nach der anderen zu rauchen. Glück ist für ihn, einen alten Film anzusehen, in dem er als Komparse mitgewirkt hat. Manchmal ruft er Antoine an: »Mach den Fernseher an, schnell« – aber seine Rollen sind meist so kurz, dass selbst ein Hechtsprung zum Gerät nicht ausreicht. Seine Mutter, die er sehr verehrt (Traumbesetzung: Marlene Dietrich in *Der blaue Engel*), stirbt bei einem Verkehrsunfall. Da ist Antoine fünfzehn.

»An dem Tag ist bei mir der Film gerissen«, sagte Antoine.

Ihrem Wunsch entsprechend, hat er als Kind Geigenunterricht genommen. Antoine wird ein passabler Streicher und spielt im lokalen Jugendorchester.

»Ich war kein Wunderkind, aber es hat mir Spaß gemacht. Am glücklichsten war ich, wenn ich in meinem Zimmer saß, Geige spielte und wusste, meine Mutter ist in der Nähe und hört mir zu. Seit ihrem Tod habe ich keine Geige mehr angerührt. Erst jetzt wieder, bei Maître Vuillaume.«

Auftritt Jean-Pierre, Nahaufnahme, sich eine Zigarette anzündend, rastlos, unruhig, ein Rebell ohne Mission. Der Frauenschwarm bewundert Antoine, weil der ein Instrument spielen kann. Jean-Pierre hat keine Talente, stattdessen sucht er das Risiko. Er trägt schwarzes Leder und fährt schon als Schüler eine Harley Davidson, die er Gerüchten zufolge in Belgien gestohlen hat. Nach dem Tod von Antoinettes Mutter wird er sein bester Freund. Sie beenden die Schule, Antoine beginnt eine Ausbildung als Bühnenbildner, die er bald darauf wieder abbricht. Jean-Pierre lässt sich von älteren Frauen aushalten, bis er Laetitia (Isabelle Adjani) kennenlernt. Die beiden werden ein Paar, auch Antoine verliebt sich in sie. Obgleich sie seine Annäherungsversuche ignoriert, überredet ihn Laetitia, sich ihnen anzuschließen bei ihren Diebestouren durch Paris.

Antoine sprang auf. »Nein, nein, das ... das ist alles gar nicht wahr. Ich bin wie dieses Restaurant. Nichts ist, wie es scheint. Die Phantasie ist mit mir durchgegangen. Bitte entschuldigen Sie.«

»Sie müssen keine Angst haben. Ich erzähle nichts weiter«, antwortete Mademoiselle Julie. Abgesehen von ihrer Schwester und möglicherweise den Nonnen, aber das war etwas anderes.

»Es tut mir leid, ich rede Unsinn. Ich habe keine Freunde mehr, und Sie sind so – anziehend und freundlich. Ich bin nicht mehr gewohnt, mich einfach nur zu unterhalten. Verzeihen Sie mir, Mademoiselle Julie.«

Er warf einen Zwanzig-Euro-Schein auf den Tisch und entfernte sich so schnell, dass es einer Flucht gleichkam. Mademoiselle Julie bestellte ein Glas elsässischen Cremants und verfolgte das sommerliche Treiben auf dem Platz, in den Restaurants und auf den Bänken. Studierte die Paare und Flaneure, sah in die Wohnungen, soweit die Fenster geöffnet waren, und sagte sich: Fortsetzung folgt.

Einige Tage später herrschte Aufregung in der Papeterie- und Klosterstraße. Maître Vuillaume stand draußen vor seinem Geschäft und raufte sich die Haare. Mehrere Gendarmen in blauer Uniform versuchten, ihn zu beruhigen und die Passanten zum Weitergehen zu bewegen. Die Fensterscheibe war zerborsten und lag in tausend Splittern auf der Straße, offenbar von einem Stein getroffen. Die Violinen waren umgestürzt, ebenso die Notenständer, und soweit Mademoiselle Julie erkennen konnte, fehlten zwei oder drei Instrumente. Nach dem lauten Knall, mit dem die Scheibe zu Bruch ging, war sie sogleich zu Maître Vuillaume hinübergelaufen.

Vielleicht konnte sie ihm helfen. Doch er nahm sie überhaupt nicht wahr. Sein Blick war in erster Linie nach innen gerichtet, der materielle Schaden schien ihn weniger zu beunruhigen als die Sorge, er könnte aus seinen vertrauten Bahnen geworfen werden. Künstler waren bekanntlich sensible Menschen, und wenn etwas Unvorhergesehenes geschah, ihr eigenes Universum störte oder bedrohte, konnten sie sehr unangenehm werden, wie das Beispiel von Monsieur Guide zeigte.

Wo aber war Antoine? Er zeigte sich weder im Geschäft noch auf der Straße.

Mademoiselle Julie ging zurück in die Papeterie, wo sich Monsieur Guide geradezu die Nase an der Fensterscheibe platt drückte. Es hatte etwas Kindliches, wie er da stand. Seine Schadenfreude war nicht zu übersehen.

»Da hat wohl noch jemand eine Rechnung offen mit dem alten Halunken«, sagte er, kaum hatte Mademoiselle Julie die Tür geöffnet. Doch sie hörte gar nicht hin und nahm die fällige Inventur in Angriff. Dabei fragte sie sich, ob auch sie Gefahr liefe, eines Tages gehässig und missgünstig zu werden. Einerseits konnte sie Monsieur Guide verstehen. Das Schicksal hatte ihm übel mitgespielt, und er wehrte sich auf seine Weise. Andererseits neigte sich die ihm auf Erden zugedachte Zeit unwiderruflich dem Ende zu. Warum hielt der alte Mann nicht inne und bedachte seine Worte und Taten?

Da Liebe bekanntlich durch den Magen geht und Antoine völlig aufgelöst war, als er Mademoiselle Julie im Geschäft anrief – Monsieur Guide bemühte sich glücklicherweise nie ans Telefon –, schlug sie ein Treffen in ihrem Lieblingsrestaurant vor, »Chez Julien«, am Ende der Straße. Nicht der Name war dabei für sie entscheidend, sondern das Jugendstil-Ambiente. Die Innenausstattung, von den Tischdecken und Lampen bis hin zur hölzernen Kassettendecke, auf der gemalte Engel einen hellblauen, efeuumrankten Himmel stützten, erweckte den Eindruck, die Lokalität sei aus der Zeit gefallen und habe die letzten hundert Jahre bewusst an sich vorüberziehen lassen. Was, für sich genommen, keine schlechte Idee war, fand Mademoiselle Julie. Hätte das Beispiel Schule gemacht, wären vermutlich Millionen Menschen vor dem Untergang bewahrt worden. Oft schon waren ihr dort Sigmund Freud und Albert Einstein in ihrer Phantasie begegnet, bei einer guten Bouillabaisse die Frage erörternd, was die Welt im Innersten zusammenhalte, trunkene Moleküle oder verdrängte Lust. Möglicherweise handelte es sich dabei um die beiden Seiten derselben Medaille, räumte selbst ihre Schwester ein.

Antoine war wenig mehr als ein Häuflein Elend, als er ihr gegenüber Platz nahm.

»Ich wollte gar nicht kommen«, sagte er.

»Dachte ich mir schon.«

»Ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Wir machen einen Deal. Ich gebe die Bestellung auf. Wenn Ihnen meine Wahl nicht gefällt, gehen Sie. Andernfalls bleiben Sie, und wir reden.«

Vermutlich hätte Antoine in seinem Zustand alles getan, doch entging Mademoiselle Julie nicht das leise Lächeln, das über sein Gesicht glitt. Offenbar verlor auch er sich gerne auf verschlungenen Pfaden.

Sie bestellte einen Rucolasalat mit Pinienkernen, dazu eine Flasche Grauburgunder, der nach Weite und Horizont schmeckte, nach einem Sommerfest auf dem Land. Wirkte Antoine anfangs zögerlich, nicht ganz sicher, wie er sich verhalten sollte – Testesser? Feinschmecker? Restaurantkritiker? –, öffnete er sich mit jedem Bissen ein kleines Stück mehr, so kam es ihr vor. Julie erzählte, selbst Einstein und Freud hätten hier schon diniert. Antoine nickte anerkennend und nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Glas. Fast zu kräftig, fand Mademoiselle Julie, die in ihrem Leben erst einmal richtig betrunken gewesen war. Bösen Gerüchten zufolge soll sie bei der Gelegenheit versucht haben, ihren Lehrer auf der damaligen Klassenfahrt zu verführen. Glücklicherweise sah der über ihr Verhalten hinweg, sonst wäre sie wohl von der Schule geflogen.

Dann kam der Hauptgang, Meeressafari in Champagner. Es handelte sich dabei um eine gekochte Dorade in einem Sud aus exotischen Zutaten, darunter Tamarinde und Muskatnuss, denen allerdings nicht im Traum eingefallen wäre, die segensreiche Vorherrschaft des eingekochten Champagners zu beenden – ebenso wenig den Muscheln, Krebsen und Austern, die ihrerseits die fleischige, bissfeste Dorade einfassten wie die Engel den Himmel an der Decke. Es lief alles nach Plan, stellte Mademoiselle Julie fest. Antoine schien sich mehr und mehr zu entspannen und zu sich zu finden.

Zu ihrer großen Freude warf ihr Professor Freud einen Blick zu, der uneingeschränkte Anerkennung und Zustimmung erkennen ließ.

»Ich wollte den Brief eigentlich heute noch abschicken. Aber nach diesem Zwischenfall kann ich mir das schenken.« Mademoiselle Julie nickte. Nach dem Dessert würde er ihr zu Füßen liegen. Ohnehin hatte sie sich bereits ihren Reim auf die Geschehnisse gemacht und war neugierig, ob sie damit richtig lag. »Et voilà«, sagte der Kellner und servierte Birnen-Sorbet mit feinstem Eau-de-vie, gereicht mit überreifen, aufgeplatzten Feigen, deren Anblick allein schon eine sinnliche Verheißung war. Mademoiselle Julie achtete sehr genau darauf, wie Antoine sich den Feigen näherte. Und er tat es zart, liebkosend, alles verzehrend. Genau so, wie sie gehofft hatte. Außerdem schlürfte er nicht beim Sorbet, was von guter Erziehung und ästhetischem Empfinden zeugte.

»Wissen Sie, woher das Wort ›Sorbet‹ kommt?«, fragte sie.

»Keinen Schimmer. Schmeckt aber göttlich«, sagte Antoine.

»Aus dem Arabischen. Es bedeutet ›Getränk‹. Die meisten Dinge haben ein Geheimnis, das wir nicht kennen. Wie auch die Menschen.«

»Also, wenn Ihr Deal noch steht – dann fange ich mal an.«

Die Täter waren Jean-Pierre und Laetitia, was Mademoiselle Julie nicht wirklich überraschte. Er hatte das Motorrad gefahren, sie den Stein geworfen und zwei Feigen aus der Auslage entwendet. Sobald die Scheibe erneuert sei, würden sie wiederkommen, ließen sie Antoine wissen. So lange, bis er sich ihnen erneut anschließe. Er fehle ihnen, verdammt noch mal. Jeder könne rauben und stehlen. Ohne ihn, ohne Antoine jedoch seien ihre Diebestouren ohne Seele. Sein exklusiver Geschmack, seine Risikofreude, die Hingabe, mit der er die Sicherheitssysteme noch der vornehmsten Villen außer Kraft setze, diese »phantastische« (Jean-Pierre) Mischung aus Lebensfreude und Anarchie – kurzum, er habe durch seinen idiotischen Wunsch, ausgerechnet Geigenbauer werden zu wollen (Originalton Laetitia: »Mach doch wenigstens einen auf Börsenmakler, damit sich der Scheiß rechnet«), eine Wunde gerissen, die nicht mehr verheile.

»Ich hoffe sehr, dass Sie mich jetzt nicht verachten, Mademoiselle Julie.«

»Aber ich denke gar nicht daran. Mich interessiert jede Einzelheit, wenn Sie gestatten. Herr Ober! Noch eine Flasche Grauburgunder, bitte.«

Mademoiselle Julie zog Sachen an, die sie normalerweise nicht einmal mit spitzen Fingern anfassen würde. Schwarze Plateauschuhe mit einer fünfzehn Zentimeter hohen Sohle, auf denen sie erst einmal gehen lernen musste, ohne umzufallen. Dazu schwarze Seidenstrümpfe mit Laufmasche, knielanger schwarzer Rock, schwarze Bluse, schwarzer Lippenstift, hochgesteckte, schwarze Haare. Sie sah aus wie Satans jüngste Tochter. Doch Jean-Pierre stehe nun mal auf Gruft und Schwarzer Sabbat, und Laetitia wiederum akzeptiere keine gutaussehenden Frauen neben sich, die auch noch stilvoll gekleidet seien. Antoine war in seinem Urteil so eindeutig, dass sie keine Einwände erhob. Allerdings sandte sie leise Stoßgebete aus, niemand möge sie auf dem Weg zur Metro erkennen. Und doch fühlte sie sich in ihrer neuen Rolle gar nicht mal unwohl. Seit langem schon hatte sie unter dem Gefühl gelitten, in ihrem bisherigen Leben viel zu brav gewesen zu sein.

Jean-Pierre und Laetitia wohnten unweit der Gare du Nord, in einer Gegend mit vielen Einwanderern und sichtbarer Armut. Der Treppenaufgang zu ihrer Wohnung war düster und mit Unrat übersät. Antoine meinte, dass sie sich eigentlich Besseres leisten könnten, dieses Milieu aber für unauffälliger hielten. Als Mademoiselle Julie an der Wohnungstür klingelte, hörte sie ihr Herz klopfen. Viel mehr allerdings nicht, da die Klingel defekt war. Sie schlug mit der Faust gegen die Tür, die einige Minuten später tatsächlich von einer übermüdet aussehenden Laetitia geöffnet wurde.

»Ja bitte?« Und da war er auch schon. Dieser illusionslose, abweisende Tonfall Isabelle Adjanis, dazu ihr eiskalter, berechnender Blick, wie in dem Film Ein mörderischer Sommer: die Geschichte einer überaus sinnlichen, unangepassten Frau in der Provinz, die ein

lange zurückliegendes Verbrechen an ihrer Mutter rächen will und schließlich einen mörderischen Irrtum begeht.

»Ich bin Antoinettes neue Agentin.«

Laetitia sah sie an, als hätte sie nach ihrer Peitsche gefragt.

»Seine was?«

»Seine neue Agentin.«

»Wer issn da ?«, hörte Mademoiselle Julie eine Stimme im Hintergrund, wohl die von Jean-Pierre.

»'ne Schlampe von Antoine.«

»Sieht gut aus?«

»Schlampe eben.«

»Soll reinkommen.«

Antoine war der festen Überzeugung, die beiden lebten in einer Art dauerhafter Verweigerung. Sie weigerten sich schlichtweg, erwachsen zu werden. Keinesfalls seien sie unterbelichtet, auch wenn sie diesen Eindruck vermittelten. Die schlimmste Demütigung, die man ihnen Antoine zufolge antun konnte, bestand darin, sie ernst zu nehmen. Doch Mademoiselle Julie hatte nicht die Absicht, darauf unbegrenzt Rücksicht zu nehmen. Zwei Dinge würde sie auf keinen Fall durchgehen lassen – das war ihr sofort klar, als sie Laetitia in das Halbdunkel folgte. Die Art und Weise, wie sie ihre Muttersprache vergewaltigten. Und das leise Grauen ihrer Wohnzimmereinrichtung. Sie mochten hausen, wie sie wollten, aber nicht, solange sie zu Besuch war. Tatkräftig räumte Mademoiselle Julie den Müll beiseite, legte die Decken zurück auf die zerschlissenen Sessel, goss sogar die vertrockneten Blumen. Mit viel Phantasie und gutem Willen mochte das Ergebnis noch unter die Bezeichnung »Underground« fallen. Jean-Pierre und Laetitia waren dermaßen erstaunt über die Selbstverständlichkeit, mit der sie anpackte, dass sie Mademoiselle Julie gewähren ließen, während sie Antoinettes Brief lasen. Dieser, ursprünglich gedacht als Abrechnung mit der Gefühlskälte Laetitias, hatte nunmehr, der Empfehlung Mademoiselle Julies folgend, eine ganz andere Richtung genommen.

Mit immer größer werdenden Augen hatte sich die Starbesetzung (Denn sie wissen nicht was sie tun, Regie: Nicholas Ray) in

die Lektüre vertieft, nicht selten die Worte einzeln buchstabierend – einen mit Tinte geschriebenen Brief auf Büttenpapier hatten sie noch nie erhalten, und das einzige Buch in ihrem Haushalt schien das Telefonbuch zu sein.

*Liebste Laetitia, mein guter Jean-Pierre,
kein Moment, an dem ich nicht an Euch gedacht habe. Ihr fehlt mir, ich vermisse Euch. Einverstanden, wir machen weiter. Aber die Spielregeln haben sich geändert. Von jetzt an ist Mademoiselle Julie mit an Bord. Sie ist meine Muse, meine ...*

»Wassn das: Muse?«

»Seine Tusse«, erklärte Laetitia.

»Halt! Eines wollen wir klarstellen«, warf Mademoiselle Julie in die Runde. »Zu den neuen Spielregeln gehört auch eine andere Sprache. Von jetzt an reden wir alle gemeinsam so, dass unsere Eltern uns verstehen würden. Subjekt, Prädikat, Objekt. Erst sortieren wir die Gedanken, dann reden wir. Wir brauchen Klarheit. Sonst schaffen wir den großen Coup nicht.«

Jean-Pierre sah sie irritiert an, bevor er sich wieder dem Brief zuwandte.

... Agentin. Sie wird uns helfen, so mächtig abzuräumen, dass wir uns danach nie wieder Sorgen um unsere Zukunft machen müssen. Sie hat die besten Referenzen und Zugang zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Alles Weitere erfahrt Ihr von ihr. Ihr könnt mitmachen oder nicht, ist Eure Entscheidung. Ich bin jedenfalls dabei. Wenn Ihr wollt, machen wir anschließend Party für den Rest unseres Lebens.

Euer Freund Antoine, der Euch auf jede Wange dreimal küsst.

PS: Die Geigen gebt Ihr Mademoiselle Julie. Wir brauchen sie, um bestimmte Leute in Sicherheit zu wiegen.

Es dauerte eine Weile, bis sich Jean-Pierre und Laetitia zu einer Entscheidung durchgerungen hatten. Sie zogen sich sogar zu inten-

siveren Beratungen in die Küche zurück, derweil Mademoiselle Julie das Fenster putzte und die verkaterten Nachbarn daraufhinwies, dass ihre kleine Tochter im Begriff war, über die schadhafte Balkonbrüstung zu klettern und in die Tiefe zu stürzen. Sie meinte ein »Macht nichts« zu vernehmen, endlich jedoch schälte sich ein Rhinoceros in weißem Unterhemd aus der Tiefe seiner Höhle zum Licht, schnappte das Kind am Arm und zog es zurück in sein Totenreich.

»Na schön«, gab schließlich Laetitia ihren Entschluss bekannt. »Wir sind dabei. Aber eins kann ich dir sagen, Schätzchen. Wenn ihr uns für dumm verkaufen wollt, machen wir euch lang. Alle beide.«

»Einen guten Geschmack jedenfalls hat Antoine, das muss man ihm lassen«, sagte Jean-Pierre anerkennend. »Weißt du, dass du mich an Carrie erinnerst?«

Einen kurzen Augenblick hielt Mademoiselle Julie inne, dann ergriff sie Jean-Pierres Arm. »Du meinst den Film Carrie – Des Satans jüngste Tochter?«

»Genau den.«

»Wahnsinn! Das ist mein Lieblingsfilm! Nach dem Roman von Stephen King, mit John Travolta ... Wie Carrie in diesem einsamen Haus lebt, mit ihrer durchgeknallten Mutter, die Carries Seele dem Teufel verkauft?«

»Ja, genau, und wie ihre Klassenkameraden sie alle verarschen, weil sie so komisch ist, und am Ende brennt die Aula und mit ihr alle Lehrer und Schüler, die sie immer gehänselt haben.«

»Die ist einfach großartig, die Szene. Die ganze Brut, mit einem Schlag weg. Und wie die schreien!«

»Kann es sein, dass dir die Rolle auf den Leib geschrieben ist?«, fragte Laetitia.

Mademoiselle Julie ließ Jean-Pierres Arm los, strich ihre Kleidung glatt, prüfte den Sitz ihrer hochgebundenen Haare und räusperte sich hörbar. Flanierte durch das Wohnzimmer, sortierte ihre Gedanken. Dann berichtete sie, ruhig und aufgeräumt, von Antoinettes und ihrem Plan. Wie sie an das Geld im Kloster kommen würden.

Immer wieder träumte sie in regelmäßigen Abständen diesen einen Traum, der sie seit Jahren begleitete wie ein treuer Hund. Mademoiselle Julie kannte jede Einzelheit auswendig, und es war schon vorgekommen, dass sie erwachte, weil ihr Unterbewusstsein sich erlaubt hatte, die eine oder andere Szene wegzulassen oder neu zu gestalten. Sie träumte, sie wandere mit ihren Eltern und ihrer Schwester einen Berghang hinauf, als sie beide noch Kinder waren. Ihre Mutter, fröhlich und aufmerksam, gab den Kindern Obst und Getränke, hakte sich bei ihrem Mann ein und schmiedete Zukunftspläne: ein neues Haus, der nächste Urlaub, möglicherweise noch ein Kind. Doch sobald sie unterwegs anderen Männern begegnete, löste sie sich von ihrem Mann und verschwand mit ihnen hinter einem Baum oder im Gebüsch.kehrte sie von dort zurück, richtete sie ihre Kleider, gab den Kindern Schokolade und flirtete mit dem Vater, als wäre er die große Liebe ihres Lebens. So ging es eine ganze Weile, ihr Vater allerdings ließ sich nichts anmerken. Als sie aber oben auf dem Gipfel angekommen waren, inmitten eines großen Menschaufbaus, bat er seine Familie um einen Moment Geduld, er wolle eine Zeitung kaufen.

Er kam nicht zurück. Überall suchten Mutter und die Kinder nach ihm. Dabei stellten sie fest, dass die meisten der Gipfelstürmer auf der Suche waren. Jeder suchte etwas anderes, niemand stand einfach nur da und genoss die schöne Aussicht über das weite Land.

Der Vater blieb verschollen. Erst später, als Erwachsene, fanden Mademoiselle Julie und Hortense mit Hilfe des Internets heraus, dass er nach Kanada ausgewandert war. Nach dem Verschwinden des Vaters hatte ihre Mutter ihr gesamtes Geld in ein Restaurant investiert, das vor einigen Jahren mangels Umsatz schließen musste. Sie starb, als sie bei Rot über die Straße ging und von einem Auto erfasst wurde.

Meistens wurde Mademoiselle Julie, wenn sie auf dem Gipfel des Berges angekommen war, kurz wach, schlief jedoch wieder ein. Sah ihre Schwester in der Höhe, inmitten des aufziehenden Nebels. Verlor sie aus den Augen, bis Mademoiselle Julie die Klostersänge vernahm, die ihr Halt und Orientierung gaben auf ihrem eigenen Weg, der sich immer wieder im Nebel verlor.

Gelegentlich sprach ihr Vater im Schlaf zu ihr, aber nie in ganzen Sätzen. Sie verstand nicht, was er sagte. Manchmal trug er die Züge von Monsieur Guide, seit kurzem auch die von Maître Vuillaume. Sie konnte sich kaum an sein Gesicht erinnern. Für sie war er immer ein Unbekannter geblieben. Mit fünf hatte sie ihn das letzte Mal gesehen. Ihre vier Jahre ältere Schwester beschrieb ihn als einen großen, stolzen Mann mit traurigen Augen. Mehr wusste auch sie nicht zu sagen. Ihre Mutter hatte alle Fotos verbrannt, nachdem sie erkennen musste, dass er nicht wiederkommen würde. In ihren schlimmsten Nächten erwachte Mademoiselle Julie schweißgebadet. Dann machte sie Licht, vertrieb die Dämonen.

Noch nie hatte sie einem Mann von ihren Ängsten erzählt. Antoine lag neben ihr, atmete ruhig und schwer, gelegentlich fiel er in ein leises Schnarchen. Sie könnte glücklich sein. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Sie waren dabei, eine gemeinsame Geschichte zu erfinden, die sie miteinander verbinden würde, selbst wenn sie sich wieder aus den Augen verlören. Aber gerade dieser Gedanke löste Panik in ihr aus. Einander vertraut sein und dann Abschied nehmen, gleich aus welchen Gründen?

Sie wollte jede Abhängigkeit vermeiden. So wie ihre Mutter.

Monsieur Guide war am Tag zuvor nicht im Geschäft gewesen, da er es vorzog, seine Grippe im Bett auszukurieren. Seine Abwesenheit kam Mademoiselle Julie sehr gelegen. Wie sonst hätte sie eine Geige in den Laden schmuggeln können? Eine der beiden, die sich vorübergehend im Besitz von Jean-Pierre und Laetitia befunden hatten. Sie legte sie quer auf seinen Schreibtisch, versehen mit einem Zettel aus feinstem Büttenpapier. Darauf stand in liebevoll gemalter Schulschrift: »Ich bin die Geige von Maître Vuillaume. Ich habe mich verlaufen und würde mich sehr freuen, wenn Sie mich nach Hause bringen könnten. Vielen Dank.«

Als Monsieur Guide erschien, saß Mademoiselle Julie über den Abrechnungen und erwähnte die Geige mit keinem Wort. Monsieur Guide brauchte eine Weile, bis er sie überhaupt wahrnahm. Er hatte

seiner Mitarbeiterin nämlich einen Blumenstrauß mitgebracht, den er ihr ungelentk überreichte. Und Mademoiselle Julie revanchierte sich mit einer Erdbeertorte, die sie eigens für den Genesenden zubereitet hatte. Was wiederum Monsieur Guide veranlasste, sich auf seinen Stuhl fallen zu lassen, die Torte in den Händen, ein dankbares Lächeln im Gesicht. Da entdeckte er die Geige. Mit dem dazugehörigen Zettel.

»Was ist das?«

»Eine Geige.«

»Seit wann können Geigen schreiben?«

»Allein die Phantasie verändert die Wirklichkeit, Monsieur Guide.«

Der aber schob die Geige beiseite, als wäre sie eine lepraerfressene Leiche. Fast wäre sie vom Tisch gefallen.

»Wie kommt die hierher?«

»Sie sucht einen Freund, nehme ich an.«

Monsieur Guide tat etwas, das Mademoiselle Julie nicht für möglich gehalten hätte. Er aß die Erdbeertorte bis auf den letzten Krümel auf, dabei die Geige anstarrend wie das Kaninchen die Schlange. So tief war er in seinen Gedanken versunken, dass er nicht einmal daran dachte, ihr ein Stück anzubieten.

»Bitte bringen Sie dieses Ding seinem rechtmäßigen Eigentümer zurück.«

»Von mir ist auf dem Zettel nicht die Rede, Monsieur Guide.«

»Mademoiselle Julie, Sie gehen jetzt sofort und ... «

»Ich gehe, aber ohne Geige. Mal sehen, was Maître Vuillaume und die andere Geige so treiben.«

»Welche andere Geige?«

»Die Zwillingsvioline. Sie liegt wieder im Schaufenster.«

»Mademoiselle Julie, ich bin zu alt für solche Sachen. Meine Gesundheit ist nicht die Beste.«

»Wer eine ganze Torte aufessen kann, ist noch gut beieinander, Monsieur Guide.«

Sie spürte seinen entgeisterten Blick, als sie den Laden verließ und das Orpheus ansteuerte. Sein Blutdruck lag wahrscheinlich hart am

Höchstwert, ging ihr durch den Kopf. Aber da musste er nun mal durch. Sie fand Maître Vuillaume und Antoine in einer lebhaften Diskussion. Der schwor hoch und heilig, die Geige habe heute Morgen an die Tür geklopft, als der Maître gerade auf dem Sofa schlief, und nach ihrem alten Platz im Schaufenster verlangt. Warum hätte er ihr diese Bitte verweigern sollen? Antoine spielte seine Rolle gut, stellte Mademoiselle Julie anerkennend fest.

Mademoiselle ist das denn zu fassen? Sagen Sie selbst, das gibt es doch gar nicht.«

Doch sie zuckte nur mit den Schultern und zeigte ein so zauberhaft unschuldiges Lächeln, dass Maître Vuillaume verunsichert fragte, ob sie beide einen Kaffee wollten? Danke, Maître, sagten sie, und Mademoiselle Julie erzählte, dass auch Monsieur Guide völlig aus dem Häuschen sei. Da habe sich doch tatsächlich eine Geige in sein Geschäft verirrt und warte darauf, von ihm zu Maître Vuillaume zurückgebracht zu werden! Vor Schreck ließ der Maître fast seine Tasse fallen. »Dieser Lump kommt mir nicht ins Haus!«, rief er, und Mademoiselle Julie und Antoine schüttelten traurig die Köpfe. »Dann«, so sagte Antoine, »ist der Bau von Geigen nichts anderes als der von Atombomben. Wenn nicht einmal die Musik die Menschen zusammenführt, wer dann?«

»Oh, jetzt werdet mir aber nicht unverschämt!«, empörte sich Maître Vuillaume und hielt einen langen Vortrag über den Unterschied von Geigen und Atombomben.

Dann sagte Antoine: »Ich werde der Geige im Schaufenster sagen, dass die Pfeifen, die sie entführt haben, sie wieder mitnehmen können. Offenbar fällt es Geigen leichter, über ihren Schatten zu springen, als Menschen. Wenn die einmal zu ihren Vorurteilen gefunden haben, bringt sie offenbar nichts mehr davon ab.«

Mademoiselle Julie sah, dass Monsieur Guide auf der anderen Straßenseite mit der Geige aus seinem Geschäft getreten war. Sie sagte: »Ihre Geige will Ihnen etwas mitteilen.«

»Blödsinn!«, wettete Maître Vuillaume.

»Gehen Sie zum Schaufenster und sehen Sie selbst.«

Maître Vuillaume tat, wie ihm geheißen, nahm die Geige in die Hand, wog sie und befand sie für gut, fuhr ihr über den Körper, strich über die Saiten. Als er sie wieder in der Halterung verankern wollte, bemerkte er Monsieur Guide. Mademoiselle Julie, die nichts dem Zufall überließ, hatte ihm mit entsprechenden Blicken die Richtung gewiesen.

Monsieur Guide winkte mit der Geige.

Maître Vuillaume ließ einen tiefen Seufzer hören. Dann, nach einer halben Ewigkeit, fasste er sich ein Herz und winkte zurück.

Ein kräftiges Gewitter entlud sich über Paris, Blitze spiegelten sich in Jean-Pierres Augen. Er war ganz in Schwarz gekleidet, Laetitia dagegen trug ein hellblaues Sommerkleid und Wanderschuhe, eine sportliche Kriminelle. Beide hatten sie letzte verschwörerische Anweisungen von Antoine und Mademoiselle Julie entgegengenommen, über Ablauf und Durchführung der Operation. Laetitia hatte im letzten Moment Bedenken gehabt, ein Kloster auszurauben, wurde aber von Jean-Pierre zum Schweigen gebracht.

Mademoiselle Julie öffnete eine Hintertür und führte die Einbrecher in den Klostergang, einen langen Tunnel, der immer kälter und feuchter wurde, während die Zahl der von der Decke hängenden Spinnweben mit jedem Meter wuchs. Laetitia fühlte sich zunehmend unwohl, schlug vor, dass sie die ganze Aktion abbrechen sollten, doch für Jean-Pierre gab es keine halben Sachen. Zunächst verlief der unterirdische Gang abschüssig, dann stieg er wieder leicht an.

»Stellt euch mal vor, das war früher ein Versorgungsweg für den Ernstfall. Belagerungen, Kriege, solche Sachen«, flüsterte Mademoiselle Julie.

»Hu huuu huu, ich bin Antoine, das Klostergespenst, und ich fresse für mein Leben gern süße kleine Laetitias ... «

»Hör auf mit dem Scheiß!«

»Macht nicht so viel Lärm!« Mademoiselle Julie zeigte das sorgenvollste Gesicht, das sie überhaupt nur machen konnte.

»Und hier unten soll Geld liegen?«, fragte Jean-Pierre.

»Der größte Schatz, den du dir nur denken kannst«, erwiderte sie. »Rechnet doch niemand damit, dass hier unten was zu holen wäre. Das wissen natürlich auch die Nonnen.«

Sie erreichten eine Tür mit rostigem Schloss.

Schwester Clothilde hatte es eigens für diesen Zweck noch einmal geölt, zum ersten Mal seit der Revolution vermutlich, und das Schloss öffnete sich fast von selbst.

»Läuft ja wie geschmiert«, sagte Mademoiselle Julie an Laetitia gewandt, die am ganzen Körper bebte. Eine katholische Herkunft war eben ein dauerhaftes Fundament. Zwei weitere Türen lagen auf ihrem Weg, niemand sagte etwas. Dann, sie befanden sich mittlerweile in einem Kellergewölbe, wurde es stockfinster. Mademoiselle Julie hatte die Taschenlampe ausgemacht und behauptete, sie wäre kaputtgegangen.

»Das halte ich nicht aus !«, rief Laetitia. »Ich will hier weg!«

Jean-Pierre stieß mit dem Kopf gegen die Decke und fluchte. Er zündete ein Streichholz an, verbrannte sich aber die Finger und bat um die Taschenlampe. Die müsse ja wohl zu reparieren sein.

Als Erstes hörten sie einen Choral, gesungen von einem mehrstimmigen Frauenchor: Gloria in excelsis Deo. Die Stimmen kamen immer näher, sie hörten das Knarren einer Tür. Der kalte Atem der Ewigkeit, so schien es, strich durch das Gewölbe. Laetitia sank zu Boden und bekreuzigte sich. Auch Jean-Pierre schien merkwürdig dünnhäutig geworden zu sein, soweit Mademoiselle Julie das in der Dunkelheit beurteilen konnte. Irgendwo weiter hinten war Antoine zu vernehmen, der Atemnot simulierte und wahrscheinlich kaum noch an sich halten konnte.

»Licht, Licht!«, flehte Laetitia inbrünstig.

»Gerne«, antwortete eine Stimme, und sie hörten, wie jemand einen Schalter betätigte. Vor sich sah die kleine Besuchergruppe achtundzwanzig Nonnen in hellblauer Ordenstracht, angeführt von Äbtissin Dominique, einer resoluten Mittsechzigerin, die ein schwarzes Gewand und eine weiße Haube trug. Entfernt erinnerte sie an einen Pinguin, fand Mademoiselle Julie.

»Seien Sie herzlich willkommen, meine Damen und ausnahmsweise auch einmal die Herren«, sagte die Äbtissin in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. »Mademoiselle Julie hat uns mitgeteilt, dass Sie sich, liebe Laetitia, lieber Jean-Pierre, für den Reichtum des Klosterlebens interessieren. Ich gebe zu, dass wir geschmeichelt waren.«

Die Nonnen lächelten und sagten »Willkommen« und »Gott segne Sie«.

»Nun verrät mir mein gesunder Menschenverstand, dass Sie möglicherweise auch an anderen Reichtümern interessiert sein könnten. Da muss ich Sie leider enttäuschen, damit können wir nicht dienen. Der letzte Einbruch liegt übrigens zweihundert Jahre zurück. Der Mann fand sein verdientes Ende auf der Guillotine.«

Ein erneuter Windhauch fegte durch das Gewölbe und ließ die nackt von der Decke baumelnden Glühbirnen leise aneinanderstoßen, wie Gehenkte am Galgen. Selbst Mademoiselle Julie hoffte, dass sich nicht der Deckel irgendeiner vergessenen Gruft heben würde.

»Ihre Situation«, fuhr die Äbtissin fort, »ist die folgende. Wir könnten Sie der Gendarmerie übergeben und ihr eine farbenfrohe Geschichte erzählen, was Ihren unverhofften Besuch anbelangt. Wie ich höre, liegt einiges gegen Sie vor, und im Gegensatz zu Antoine scheinen Sie zu Buße und Umkehr bislang nicht gefunden zu haben. Also, entweder Gendarmerie, Gericht, Gefängnis, und nach einigen Jahren sind Sie, gute Führung vorausgesetzt, wieder in der Ihnen vertrauten Welt. Oder aber« – und ihre Stimme wurde freundlich wie die eines Verkäufers – »Sie entschließen sich, ein freiwilliges soziales Jahr im Rahmen der Kirche zu verrichten. Dann vergessen wir den Vorfall und bereichern uns gegenseitig.« Auf Jean-Pierre wartete oben bereits ein Glaubensbruder der Franziskaner.

»Das hat mir noch gefehlt, lauter schwule Priester«, murmelte der.

»Was war das, junger Mann?«

»Nichts ... hab nur an die Zukunft gedacht.«

»Sie wird herrlich sein«, sagte die Äbtissin strahlend. »Wir singen jetzt noch einen Choral, und danach höre ich eure Antwort, meine Lieben.«

Die Nonnen sangen, und mit ihnen Laetitia: *Lobet den Herrn und alle, die ihn lieben.*

Manchmal fragte sich Mademoiselle Julie, ob Antoine die große Liebe war, auf die sie so lange gehofft hatte, oder nur ein Kandidat auf der Durchreise. Sie sahen sich täglich, schliefen mal in der einen, mal in der anderen Wohnung und spielten mit dem Gedanken zusammenzuziehen. Wenn sie jedoch im Restaurant saßen, schaute er anderen Frauen nach, und auch sie hatte ihr Interesse an anderen Männern nicht verloren. Aber wahrscheinlich war das normal, tröstete sich Mademoiselle Julie. Es gehe darum, eine Entscheidung zu treffen, für sich, sein Leben, seine Freunde, sagte Antoine, der übrigens an die alles verzehrende Leidenschaft nicht glaubte. Denn einer müsse am Ende immer den Abwasch machen.

Antoine konnte sogar Autos reparieren. Tagelang hatte er sich mit dem Motor des Citroen-Cabriolets Baujahr 1934 befasst, das seit Ewigkeiten in der Garage von Maître Vuillaume vor sich hin staubte. Seit dem Tod seiner Frau. Jetzt fuhr es wieder, strahlte in altem Glanz: ein fünf Meter langes weinrotes Automobil mit ausladender Hundeschnauze, das während der Fahrt allerhand merkwürdige Geräusche von sich gab.

Mademoiselle Julie hatte einen Picknickkorb gepackt und die Reiseroute auf der Landkarte markiert, damit sie sich nicht verfahren und in Streit gerieten. Als Erstes nahm Maître Vuillaume auf dem Fahrersitz Platz. Monsieur Guide hielt zunächst noch einen kleinen Vortrag, weil er glaubte, Mademoiselle Julie die Aufgaben der nächsten Tage ein letztes Mal in Erinnerung rufen zu müssen.

»Ich darf dann aber auch mal fahren«, sagte er schließlich, den Beifahrersitz mit einem Schwung erobernd, den ihm in diesem würdevollen Alter kaum jemand zugetraut hätte.

»Aber selbstverständlich! Ich will doch ungestört den jungen Mädchen nachschauen.«

Und so machten sie sich auf den langen Weg nach Nizza. Schon in der Rue du Pont Louis Philippe erregte das Gefährt großes Auf-

sehen, die Nonnen winkten zum Abschied, Passanten, die Maître Vuillaume und Monsieur Guide kannten, klatschten oder riefen »Ihr Glücklichen!«, sogar Jean-Pierre und Laetitia grüßten mit gequältem Lächeln. Es war, als wäre die ganze Straße, in der das ungleiche Paar so viele Jahrzehnte nebeneinanderher gelebt hatte, auf den Beinen, um teilzuhaben an diesem Wunder.

Als der Oldtimer um die Ecke bog und nicht mehr zu sehen war, brach Mademoiselle Julie in Tränen aus. Sie konnte sich gar nicht mehr beruhigen und zitterte am ganzen Körper. Ein Strom aus Freude und Trauer bahnte sich unaufhaltsam seinen Weg.

»Was hast du denn nur, Julie ?«, fragte Antoine, der sie längst in seine Arme geschlossen hatte.

»Ich weiß nicht. Ich weiß es doch auch nicht. Halt mich einfach fest, ja?«

